

Gegenseitige Hilfe in Vergangenheit und Gegenwart (Schluss) ; Peter Kropotkin ; Untergang des Gemeineigentums ; Leonhard Ragaz ; Organische und mechanische Solidarität heute ; Solidarität ist die Stärke der Schwachen ; Was sollen wir tun?

Autor(en): **Niederer, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **53 (1959)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-140367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gegenseitige Hilfe in Vergangenheit und Gegenwart

(Schluß)

Peter Kropotkin

In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts erschien ein Buch, das die populäre Lehre vom Kampf aller gegen alle erschütterte. Es ist das Werk des russischen Anarchisten Peter Kropotkin (1842–1921) «Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt».

Kropotkin stellte den Darwinisten zunächst zwei Fragen:

1. Mit welchen Mitteln wird dieser Kampf geführt?
2. Wer ist in diesem Kampf der Geeignetste, also der Überlebende?

Er zeigte in seiner Antwort, daß dieser Kampf nicht so sehr innerhalb der Arten als vielmehr zwischen den Arten stattfindet, sich aber überhaupt in erster Linie gegen die Lebensnot, das heißt die feindlichen Umstände der Natur und des Klimas, richtet. Als eine der stärksten, wenn nicht die stärkste Waffe im Kampf ums Dasein bezeichnete er den sozialen Trieb zur gegenseitigen Hilfe, der bei vielen Arten geradezu die Hauptbedingung für das Leben überhaupt ist. Die stärksten und somit die am zahlreichsten überlebenden Arten sind diejenigen mit dem stärksten sozialen Trieb. Sozial organisierte Säugetiere, wie Hirsche, Gazellen, Büffel, Antilopen usw., sind dank ihrem Herdentrieb weit zahlreicher als die asozialen Raubtiere, wie Löwen, Tiger und Leopard.

Aus der Tierwelt steigt Kropotkin in seiner Betrachtung hinauf in die Menschenwelt und weist nach, daß die gegenseitige Hilfe in der Entwicklung der Menschheit ein bedeutender Faktor ist, obschon in den Geschichtsbüchern, die wir der Jugend vorlegen, wenig davon geschrieben steht. «Die Geschichtsschreiber», sagt Kropotkin, «übermitteln der Nachwelt die eingehendsten Beschreibungen jedes Krieges, jeder Schlacht und jedes Scharmützels, jedes Streites und jeder Gewalttat, aber sie enthalten kaum eine Spur von den zahllosen Akten gegenseitigen Beistandes und der Hingebung.»

Mit besonderer Liebe beschreibt Kropotkin die gegenseitige Hilfe in der altrussischen Feldgemeinschaft, dem Mir:

«Ein gewisser Teil des Gemeindelandes wird noch jetzt in vielen Fällen gemeinsam bestellt, entweder zum Nutzen der Armen oder um die gemeinsamen Speicher neu zu füllen oder um den Ertrag für die religiösen Feste zu verwenden. Die Bewässerungskanäle werden gemeinsam gegraben und ausgebessert. Die Gemeindewiesen werden von der Gemeinschaft gemäht; und der Anblick einer russischen Gemeinde, die eine Wiese mäht – wie die Männer wetteifern bei ihrem Vorwärtsgang mit der Sichel, während die Frauen das Gras umdrehen und es zu Haufen schichten –, das gehört zum Hinreißendsten, was man sehen kann; es zeigt, was Menschenarbeit sein könnte und sein sollte. Das Heu wird in solchen Fällen unter die einzelnen Haushaltungen verteilt,

und es versteht sich von selbst, daß keiner das Recht hat, Heu von der Miete seines Nachbarn zu nehmen, wenn der es nicht besonders erlaubt hat; aber die Einschränkung dieser letzten Regel unter den kaukasischen Osseten ist sehr bemerkenswert. Wenn der Kuckuck ruft und verkündet, daß der Frühling kommt und die Wiesen bald mit Gras bedeckt sein werden, dann hat jeder, dem es mangelt, das Recht, von der Miete eines Nachbarn das Heu zu nehmen, das er für sein Vieh braucht. Das alte Gemeinderecht hat sich so geltend gemacht, wie um zu zeigen, wie entgegen der ungezügelter Individualismus der menschlichen Natur ist.»

Für das Volk war denn auch der Mir etwas Heiliges. Mir heißt nämlich Gemeinde und Welt. Die Verehrung für den Mir drückte der Russe in Sprichwörtern aus: «Vom Mir ein Faden wird für den Nackenden ein Hemd.» – Keiner, der auf der Welt ist, kann sich vom Mir lossagen.»

Ein hervorstechender Zug im Geiste des Mir war die Seligpreisung der Armut. Nicht der Erfolgreiche war der Auserwählte, sondern der Arme. Vom Kulaken (das bedeutet «dem Mann mit der Faust») sagte man, er verschlinge den Mir, er verleugne Gott. Der Mir war eine Gemeinschaft der Schwachen. Manche slawische Denker sahen in ihm die Grundlage zur Verwirklichung einer großen Weltgemeinschaft. Die von Lenin und den russischen Sozialdemokraten heftig bekämpfte Richtung der «Volkstümmler» (Narodniki) verherrlichte den Agrarkommunismus des Mir und lehrte, daß Rußland die Epoche des Kapitalismus vermeiden könne, wenn es die in der Seele des Volkes verwurzelte Tradition des Mir als Grundlage zur Verwirklichung des Sozialismus übernehme. Lenin dagegen hielt den aufkommenden Kapitalismus für eine progressive Erscheinung, weil der Kapitalismus die Proletarier erzeugte, auf die sich Lenin in seinem Kampfe stützte.

Im Jahre 1906 gab eine große Agrarreform den russischen Bauern das Recht, aus dem Mir auszutreten und ihren Anteil als Privatland auszuscheiden. Zu Beginn der Revolution bemächtigten sich die Mir wieder des ausgeschiedenen Privatlandes. Die ersten Agrargesetze von 1917 proklamierten die Verstaatlichung des Bodens unter Beibehaltung der Dorfgemeinschaft. Doch griff der neue Sowjetstaat bald in deren Autonomie ein; 1929 ging sie im Zuge der allgemeinen Kollektivierung der Sowjetlandschaft ganz unter.

Kropotkin kommt auch auf unser Land zu sprechen, das er aus eigener Anschauung kannte. «Die Abendversammlungen zum Nüsse-schälén, die abwechselnd in jedem Haushalt stattfinden, die Abendgesellschaften, um die Aussteuer einer Braut zu nähen, die Berufung von Hilfskräften, um ein Haus zu bauen oder die Ernte einzubringen oder sonst für irgendeine Arbeit, die ein Mitglied der Gemeinde verlangen kann, die Gewohnheit, Kinder unter verschiedenen Kantonen auszutauschen, damit sie zwei Sprachen, Französisch und Deutsch, lernen, usw. – all das ist weitverbreitete Sitte.»

Untergang des Gemeineigentums

Die Dorfgemeinschaften blieben bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein ein im wesentlichen nichtkapitalistischer Raum. Aber der ungeheuren Dynamik der kapitalistischen Warenwirtschaft vermochten sie sich auf die Dauer nicht zu entziehen. Die Allmenden, die vor allem den armen, landlosen Bauern ein Auskommen gesichert hatten, wurden allenthalben aufgeteilt. Es kam die Zeit, da auch auf dem Lande alles unter dem Gesichtspunkt der Warenwirtschaft angesehen wurde. Der Blick für die menschliche Bedeutung des Gemeineigentums ging verloren. Nur die Interessen der wirtschaftlich Mächtigen standen im Vordergrund, und diese wollten ihren Erwerbssinn nicht durch irgendwelche Interessen der Allgemeinheit einschränken lassen. Das Privateigentum sollte ins Unendliche wachsen können. So nahm man der Gemeinde ihre Güter weg und gab ihr die verarmten Bürger zur Unterstützung zurück, als sie die wirtschaftlich Mächtigen durch allerlei Druck und List um ihren Allmendanteil gebracht hatten. Wenige Jahre nach der Teilung brach die eigentliche große Armennot über die Schweiz herein. Eine Armennot, die um so schlimmer war, als man die Gemeinden durch die Allmendaufteilung der Mittel beraubt hatte, für ihre Armen zu sorgen. Man mußte Armenanstalten bauen und hatte keinen Boden.

Leonhard Ragaz

Wir wissen aus dem autobiographischen Werk von Leonhard Ragaz «Mein Weg», wie tief die Wurzeln seines Denkens und Lebens hinunterreichen in den Boden seiner Jugendheimat Tamins, wo, wie er selbst sagt, «mehr von Gott und den Menschen da war, wo etwas vom Reich Gottes verkörpert war». Für ihn war das Tamins der vorkapitalistischen Zeit eine Welt organischen Lebens und organischer Arbeit, wo die Gemeinschaft dafür sorgte, daß jeder ihrer Angehörigen nach Möglichkeit sein Auskommen hatte und wo das Prinzip der Solidarität aufs strengste durchgeführt war. «Dieser ganze umfassende Gemeinbesitz mußte auch gemeinsam verwaltet werden. Das geschah durch gemeinsame Arbeit, welche ‚Gemeinwerk‘ hieß. Es erstreckte sich besonders auf die Anlage oder Pflege von Alp- und Waldwegen – während für die Wege im Tal mehr ein Werkmeister sorgte –, auf den Bau von Wuhren gegen die Gefahr der Wildbäche sowie auf Ausrodung und Anpflanzung von Wald. Zu diesem ‚Gemeinwerk‘ wurden die Männer am Abend vorher durch Ausrufen aufgeboten. Auch Frauen hatten sich, wo die Männer fehlten, daran zu beteiligen.» Daran schließt Ragaz folgende wichtige Bemerkung: «Man hält denen, welche die kapitalistische, rein private, am individualistischen Gewinninteresse orientierte Wirtschaftsordnung durch eine mehr kollektivistische, auf das Gemeininteresse aufzubauende ersetzen wollen, gerne entgegen, daß dies die menschliche Natur verkennen heiße, welche nun einmal vorwiegend auf das private Interesse eingestellt sei; auf die Verwal-

tung von Gemeingut und die Arbeit dafür würden nicht der nötige Eifer und die nötige Gewissenhaftigkeit verwendet. Die Erfahrungen mit unserm Dorfkommunismus widerlegen diese Annahme ganz gründlich. Bei uns war das Gegenteil der Fall: Es war selbstverständlich, daß an das Gemeingut und die Gemeinarbeit viel mehr Eifer und Treue gewendet wurde als an das eigene Gut und die eigene Arbeit. – Die menschliche Natur ist eben nicht ein so festes Gebilde, wie man immer wieder anzunehmen beliebt, wo man eine Änderung der Verhältnisse nicht gern sieht und nicht gern daran glaubt, sondern sie wird selbst weitgehend durch die Verhältnisse bestimmt. Eine auf den Egoismus abstellende Ordnung erzieht selbstverständlich zum Egoismus, eine auf das Gemeinschaftsprinzip abstellende aber ebenso selbstverständlich zur Gemeinschaft.» («Mein Weg», I, S. 46/47 und S. 48.)

Diese Welt der intakten Gemeinschaft, wo die gegenseitige Hilfe bei der Arbeit, aber auch in allem andern, besonders in den Notlagen, selbstverständlich war, erinnerte ihn an die Zustände in der urchristlichen Gemeinde und an die Gesellschaftsordnung des Mittelalters, die geprägt war durch den großartigen Versuch, das Gottesreich auf Erden durchzusetzen. Durch die christlichen Formen des Mittelalters ist für Ragaz die vorkapitalistische Wirtschaftsform in großen Teilen bestimmt. (Markus Mattmüller: «Leonhard Ragaz».) Mag das Mittelalter noch so viel Unordnung und düstere Schatten aufweisen, sein Geist der gegenseitigen Hilfe zeigt, wie weit es vom Heidentum entfernt war. Der christliche Grundsatz, das Schwache zu schützen und zu pflegen, statt es, wie es bei den Heiden Brauch war, auszurotten, hatte sich im christlichen Mittelalter in erstaunlichem Maße durchgesetzt.

Leonhard Ragaz war es klar, daß die Taminser Idylle seiner Jugendzeit unterging und daß der Kapitalismus die letzten Reste mittelalterlicher Lebensformen zerstören würde. Markus Mattmüller hat in seiner gründlichen und wohldokumentierten Arbeit über Ragaz dessen geistige Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus ausführlich dargestellt und gezeigt, wie Ragaz dabei durchaus dialektisch vorging. «Einerseits sah er im Aufkommen des Kapitalismus die Zerstörung der mittelalterlichen Lebensformen, andererseits aber eine notwendige Entwicklungsstufe, über die der Gang der Geschichte emporsteigen mußte.» (Markus Mattmüller.)

In seiner Kritik des Kapitalismus stieß Ragaz auf das Problem des Zur-Ware-Werdens der menschlichen Arbeit und behandelte es vor seinen Studenten mit einer Weite und Tiefe, wie wir sie nur bei wenigen sozialistischen Autoren finden. Wo andere nur wirtschaftliche Probleme sahen, erkannte Ragaz den dem kapitalistischen System ausgelieferten Lohnarbeiter in seiner seelischen und geistigen Verstümmelung. Ganz vom Ethischen und vom Religiösen her kommend, zeigte er, wie im Zeitalter des Kapitalismus die ursprüngliche Solidarität der Menschen zerfällt und wie aus Genossen Rivalen werden. Das ist die tiefe Gottlosigkeit dieser Ordnung. Echt dialektisch sah Ragaz die kom-

mende neue Ordnung als Wiederherstellung der Genossenschaftlichkeit, als Überbietung des vorkapitalistischen Zustandes. Sozialismus ist eine Wirtschaftsordnung, die durch das Prinzip der Solidarität die Wirtschaft dem Menschen dienstbar machen will. Er ist für ihn die Rückkehr zu einem früheren, harmonischeren Wirtschaftssystem in mächtigerer Form und auf höherer Stufe. Mit Recht hebt Markus Mattmüller hervor, wie sehr der religiöse Sozialismus bei Ragaz das geistige Produkt schweizerischer Verhältnisse ist.

Organische und mechanische Solidarität heute

Wohin müssen wir uns wenden, um noch den Geist gegenseitiger Hilfe und wahre menschliche Solidarität zu finden? Bei uns im kapitalistischen Westen haben sie sich, wie Religion und Moral überhaupt, ganz zurückgezogen in den Bereich der Familie. Der in Lohnfragen zähe, unnachgiebige Arbeitgeber ist ein zärtlicher Familienvater, der den Seinen nichts vorenthält. Seine Freunde bezeichnen ihn als sehr großzügig. Der Manager, der tagsüber seine Mitmenschen ausschließlich nach dem Grundsatz der wirtschaftlichen Nützlichkeit betrachtet und behandelt, hört am Abend in seinen vier Wänden die Neunte Sinfonie oder liest in Eckermanns «Gesprächen mit Goethe».

Wenn sich Religion und Moral ganz in den Bereich des Privaten zurückgezogen haben, so ergreift andererseits das Ökonomische immer weitere Lebensbereiche (Weihnachtsgeschäft, Muttertag, «St. Valentine's Day» usw.). Dieser Dualismus zwischen der Herzlosigkeit des Wirtschaftslebens und der Sentimentalität des Privatlebens ist typisch für viele Menschen unserer Zeit.

Wir haben gesagt, die organische Solidarität, die gefühlsbetonte, freundliche Mitmenschlichkeit habe sich in unserm Zeitalter in den Bereich der Familie zurückgezogen. Ihr Ersatz in den zwischenmenschlichen Beziehungen ist die kühle, berechnende Höflichkeit, die Kunst, «Unangenehmes angenehm zu sagen», wie es in den Anleitungen für den Umgang mit Untergebenen heißt. Weil die Bindungen der Menschen nach außen hin so schwach und oberflächlich sind, besteht die Tendenz, sich im Schoße der Kleinfamilie vor der Kälte der Außenwelt zu schützen. Wir erleben deshalb heute zum Teil eine innere Stärkung der Familie. Aber nur teilweise. Dort, wo sich die Menschen unter dem Druck der großstädtischen Lebensweise schon auf Betäubung eingestellt haben und dem rastlosen Vergnügungstaumel erlegen sind, ist die Familie nicht viel mehr als eine Stätte der Unterkunft und des gelegentlichen Sichttreffens. Die dürftigen Menschen, die nach einem überhetzten Tag übrigbleiben, haben am Abend nichts mehr zu verschenken, denn zur Gemeinschaft braucht es Zeit, viel Zeit und überschüssige seelische Kraft.

Aber die Familie allein kann die frühere mitmenschliche Solidarität nicht ersetzen, vor allem deshalb nicht, weil die moderne Familie sehr klein ist und nicht mehr wie die frühere Großfamilie einen großen Ver-

wandtenkreis umfaßt. Im Wallis zum Beispiel sah das Armengesetz von 1898 noch die Unterstützung durch die Verwandten und Verschwägerten bis zum achten Grad vor. Das Schweizerische Zivilgesetzbuch hat diesen Kreis viel enger gezogen und so einer sozial wertvollen, aber offenbar nicht mehr haltbaren Einrichtung den rechtlichen Boden entzogen. Das alte System hatte den Vorteil, daß der einzelne nur wenig belastet wurde.

Wo findet denn der Bedrängte, der Arme in einer Welt ohne wahres Mit- und Füreinandersein die Hilfe, die er braucht. Nun, es gibt heute zum Glück die mechanische, abstrakte Solidarität der Versicherungen, es gibt die Einrichtungen des modernen Wohlfahrtsstaates, es gibt die Gewerkschaften. Was einst mitmenschlich und gefühlsmäßig gebunden war, ist nun staatlich oder sonstwie bürokratisch organisiert. Diese Einrichtungen, von der jetzt aussterbenden Generation der Arbeiterschaft unter unsäglichen Opfern aufgebaut oder dem bürgerlichen Staat abgezwungen, von den Jungen als selbstverständlich benützt, aber nicht mehr von ihnen getragen, wollen wir nicht geringschätzen. Werke wie unsere AHV, wie der unentgeltliche Gesundheitsdienst in England sind die Kathedralen unserer Zeit. Solange der Wohlfahrtsstaat von den Ideologen der Reaktion gelästert wird, müssen wir unbedingt zu ihm stehen. Allerdings nimmt sich in diesem Zusammenhang die schweizerische «Kathedrale» neben derjenigen mancher ärmerer Länder recht bescheiden aus, verwenden wir doch nur einen verhältnismäßig kleinen Teil unseres Volkseinkommens für soziale Aufgaben.

Wir müssen uns im Zeitalter der «mechanischen Solidarität» davor hüten, in die romantische Sehnsucht nach idyllischen Zuständen, wie sie etwa die vorher geschilderte Dorfgemeinschaft kennzeichnen, zurückzufallen. Die Enge dieser Dörfer wäre manchem von uns unerträglich, obschon sie nicht enger war als manches verbürgerlichte Arbeitermilieu von heute. Aber die Verherrlichung des idyllischen Dorflebens mit seiner Genügsamkeit ist entweder romantische Träumerei oder der unausgesprochene reaktionäre Wunsch nach genügsamen und daher billigen Arbeitskräften, die den ganzen Tag arbeiten, um nicht mehr als das tägliche Brot zu verdienen, nach solchen, die von der sogenannten «Begehrlichkeit der Massen» noch frei sind.

Wer die versteinerten Formen vergangener Zeiten künstlich erhalten will, liebt die Vergangenheit nicht um ihrer lebendigen Wahrheit willen. Wir wollen, wie Ragaz sagt, die inneren Werte jener Lebensformen auf einer höheren Stufe der geschichtlichen und technischen Entwicklung anstreben.

Solidarität ist die Stärke der Schwachen

Immer werden die Schwachen, die Armen, die Unterdrückten der Solidarität näher stehen als die Reichen und Mächtigen. Immer wieder werden die Schwachen gezwungen werden, sich solidarisch zu verbinden, wenn sie ihr Los verbessern wollen. Die Solidarität ist für das

soziale Leben der arbeitenden Schichten von ebenso großer Bedeutung wie Egoismus, Berechnung und Konkurrenz für das Bürgertum und den Mittelstand. Die Erkenntnis dieser Tatsache ist leider im gegenwärtigen Augenblick der Hochkonjunktur nicht überall vorhanden. Man sieht, wie junge Leute in der heutigen Konjunktur mit vagen Hoffnungen auf etwaige Glückschancen politisch interesselos drauflos leben in der Meinung, daß ihnen grundsätzlich alle gesellschaftlichen Kreise offenstehen und daß sie überall mitreden können. Es genügt aber, einen Blick auf die Auslandsmeldungen über Streiks in Frankreich, England, Italien oder Belgien zu werfen, um zu erkennen, daß ohne Solidarität nichts Entscheidendes für den Arbeiter erreicht werden kann. Jede Lohnsenkung, jede Stunde Arbeitslosigkeit, jede Teuerung trifft den Arbeitnehmer höchst unmittelbar; diese Erscheinungen zeigen sich bei ihm nicht nur wie beim Unternehmer in den Blättern der Buchhaltung.

Alle sozialen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte waren direkte Früchte der Solidarität. Kropotkin schreibt darüber: «Wenn ich in den letzten vierundzwanzig Jahren ein Tagebuch geführt hätte und darin all die Hingebung und Aufopferung gebucht hätte, die ich in der sozialistischen Bewegung erlebt habe, so müßte dem Leser eines solchen Tagebuches das Wort ‚Heroismus‘ fortwährend über die Lippen kommen. Aber die Männer, von denen ich gesprochen hätte, waren keine Helden, es waren Durchschnittsmenschen, die von einer großen Idee entflammt waren. Jede sozialistische Zeitung hat dieselbe Geschichte von jahrelanger Aufopferung ohne Hoffnung auf Entschädigung und in der überwältigenden Mehrheit der Fälle sogar ohne persönlichen Ehrgeiz . . . Jeder verkaufte Stoß Zeitungen, jede Versammlung, jede hundert Stimmen, die bei einer sozialistischen Wahl gewonnen werden, stellen eine Menge Energie und Opfer dar, von denen kein Außenstehender die geringste Vorstellung hat. Und was jetzt von Sozialisten getan wird, ist in der Vergangenheit in jeder politischen und religiösen fortschrittlichen Volkspartei geschehen. Aller Fortschritt der Vergangenheit ist durch solche Männer und solche Hingebung hervorgebracht worden.»

Am Schlusse seines Werkes zeigt Kropotkin, wie sich die Grundidee des Solidaritätsprinzips jedesmal, wenn man dazu zurückkehrte, erweitert hat. Von der Sippe dehnte es sich zur Völkerschaft aus, dann zum Bund der Völkerschaften und schließlich zur ganzen Menschheit. Und er fordert die Menschen auf, sich in ihren Handlungen durch das Bewußtsein der Einheit mit jedem Menschen leiten zu lassen. Er stellt fest, daß in dem ethischen Fortschritt der Menschen der gegenseitige Beistand – nicht der gegenseitige Kampf – den Hauptanteil gehabt hat, und in seiner umfassenden Betätigung erblickt Kropotkin die beste Bürgschaft für eine noch stolzere Entwicklung des Menschengeschlechtes. Die gleiche Auffassung von der fortlaufenden Verwirklichung und Ausweitung des Weltgesetzes der Solidarität finden wir auch bei Ragaz.

Die Gedankengänge des russischen Anarchisten und des schweizerischen Theologen trafen sich an einem bestimmten Punkte, damals nämlich, als Ragaz das Weltgesetz der Solidarität, wie er es nennt, noch naturrechtlich begründete. Das war im Wintersemester 1908/09. Später hat Ragaz die Solidarität religiös begründet. Mattmüller hat diese Wende in seinem Ragazbild sehr eingehend dargestellt: «Für das Gotteskind ist der Mitmensch Bruder; Gottesdienst ist Bruderliebe. Nach dem Willen Jesu darf der Mensch nur mit dem Bruder vor Gott treten. Wir sind zu unbedingtem Helfen und Dienen verpflichtet und mitschuldig an dem, was den Bruder trifft, an seiner Not und Sünde.» (L. Ragaz.)

Was sollen wir tun?

Woher wir auch das Gesetz der Solidarität, zu dem wir uns hier bekennen, herleiten – das sind persönliche Glaubenssachen –, so sind wir doch alle darüber einig, daß wir aufgerufen sind, ihm im weitesten Rahmen zum Durchbruch zu verhelfen. Im weitesten Rahmen heißt vor allem auch: Solidarität mit den unterdrückten und ausgebeuteten farbigen Völkern, wie sie Albert Schweitzer in Lambarene verwirklicht hat. Er hat wie kaum ein zweiter das großartige Gleichnis vom barmherzigen Samariter verstanden und vorgelebt. «Ein gewisser Mensch ging von Jericho hinab und fiel unter die Räuber.» Wie großartig, daß es nicht heißt, ein Mann, eine Frau, ein Jude, ein Mohr, sondern ganz einfach *e i n M e n s c h*, und daß dieser Mensch als Nächster bezeichnet wird und daß uns geboten wird, diesen Nächsten zu lieben wie uns selbst! Wie hoch erhaben über alle bloße Familien-, Gruppen- und nationale Solidarität ist doch dieses Gebot in seiner absoluten Allgemeinheit!

Was können wir in unserm nähern und weitem Umkreis zur Verbreitung des Solidaritätsgedankens tun? Was kann zum Beispiel der Lehrer in der Schule tun?

Unsere Schule und unsere Schüler stehen noch ganz unter der Tradition der Konkurrenz. Unsere Schule hat fleißige und folgsame Qualitätsarbeiter zu erziehen. So ist denn auch der angespannte Fleiß die Kardinaltugend und verführt die jungen Menschen nur allzu leicht zu einer kleinlichen und subalternen Gesinnung, der die Rangunterschiede zwischen Wichtigem und Unwichtigem verlorengelassen werden und die den Menschen in einer alltäglichen Geschäftigkeit festhält, ihm keine Zeit zum Überblick läßt. Der Wettbewerb steht im Vordergrund. Dem ursprünglichen Trieb der Kinder nach dem Miteinander wird zuwenig Raum gelassen. Es ist aber wichtig, ihn zu üben, so daß möglichst viele Kinder ihn später in ihr Erwachsenenleben hinübernehmen.

Seit einigen Jahrzehnten setzen sich Lehrer immer wieder für den Gruppenunterricht ein, der das gegenseitige Sichhelfen entwickeln will. Die Schüler arbeiten in einem Arbeitskreis von drei oder vier Schülern, sie achten aufeinander, ob jeder verstanden hat, worum es geht. Sie

lernen dabei, nicht sofort auf das Negative, das den andern Herabsetzende loszusteuern, sondern zuerst auf das Gute und Anerkennenswerte zu achten und dieses herauszuheben. Es gibt da Helfer und Paten für schwache Schüler. Für diese wird alles leichter, weil es auch kindsgemäßer erklärt wird. Kameradschaftliches Helfen erlangt seine volle Ehre in solchen Klassen. (Peter Petersen: «Führungslehre des Unterrichts», Westermann 1955.)

Viel kann auch getan werden, indem wir in der Geschichte, im Deutsch- und Fremdsprachunterricht die Helden der Menschlichkeit den Schülern nahebringen. Alice Descœudres hat in ihren «*Vies Héroïques*» vorzügliche Unterlagen für solchen Unterricht geschaffen. Es gibt da ausgezeichnete Lesestücke über Helden der Menschlichkeit, wie Franz von Assisi, Pestalozzi, Tolstoj, Gandhi, Nansen, Albert Schweitzer, Saint-Vincent de Paul, Florence Nightingale, das Ehepaar Curie, Peter Kropotkin und andere mehr.

Kein Lehrer sollte vergessen, die Jungen für das großartige Werk des Internationalen Zivildienstes zu begeistern.

Aber all das ist nicht genug. Es wäre eine Illusion, zu glauben, daß das Erwachsenenleben durch die Ausstrahlungen der Schulstube wesentlich betroffen würde. Jede Gesellschaft schafft sich ihre Schule, die jene Menschen heranzieht, die die Gesellschaft braucht. Druck und Gewalt jeder Art, Mechanisierung des öffentlichen Lebens sind viel zu stark, um auf diesem Wege überwunden zu werden. Der Erzieher wird gut tun, an einer Bewegung für soziale Umgestaltung, internationale Verständigung und Frieden, kurz in einer aufwärts führenden politischen oder religiösen Bewegung mitzuarbeiten. Und das gilt für jeden andern Beruf, vor allem für den des Arbeiters. «Es gibt eine Traurigkeit des Arbeiterlebens», sagt der französische Arbeiterschriftsteller Georges Navel, «von der einen nur die Teilnahme am politischen Leben heilen kann.»

Arnold Niederer

An unsere Abonnenten!

Dieser Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Einzahlungsschein bei. Wir bitten unsere Abonnenten höflichst, denselben zur möglichst baldigen Bezahlung des Abonnementsbetrages für das zweite Halbjahr 1959 oder für das dritte Quartal 1959 zu benützen. Wir danken allen, die uns durch freiwillige Beiträge, Geschenkabonnements usw. bisher unterstützt haben recht herzlich und bitten, dies weiterhin zu tun. Unsere arme Kasse bedarf dessen sehr.

Der Einzahlungsschein liegt aus technischen Gründen der ganzen Auflage bei.

Der Vorstand der Vereinigung «Freunde der Neuen Wege»